

*Jutta Nowosadtko, Stehendes Heer im Ständestaat. Das Zusammenleben von Militär- und Zivilbevölkerung im Fürstbistum Münster 1650–1803, Paderborn [u.a.]: Schöningh 2011, X, 327 S. (= Forschungen zur Regionalgeschichte, 59), EUR 42,90 [ISBN 978-3-506-76459-1]*

Mit der vorliegenden Studie bietet Jutta Nowosadtko eine Zusammenschau aktueller Forschungen zum frühneuzeitlichen Beziehungsgeflecht zwischen Militär und Zivilgesellschaft. Das von ihr hierfür gewählte Territorium dient dabei in erster Linie zur Bestätigung oder Korrektur in der Literatur vorgefundener Ansätze. Ihre auf intensiver Quellenrecherche fußende Arbeit gliedert sich im Wesentlichen in vier große Abschnitte, deren erster die Rahmenbedingungen münsterscher Militärpolitik darlegt. Im zweiten, mit knapp 100 Seiten umfangreichstem, befasst

sich die Hamburger Professorin mit dem sozialen und rechtlichen Status des Militärs, während die beiden letzten Kapitel die soziale Struktur sowie Arbeits- und Lebensbedingungen der Soldaten und ihrer Frauen erörtern. Hier findet der Leser sozialgeschichtlich relevante Aussagen der Forschung bestätigt wie etwa die ökonomischen Probleme die Mannschaften zum Nebengewerbe zwangen oder die finanziellen Belastungen der Familien junger subalterner Offiziere, aber auch die Befindlichkeiten zwischen bürgerlichen und adeligen Offizieren oder auch das obrigkeitliche Bemühen um Reduktion der Soldatenehen. Das Fürstbistum Münster bot jedoch durchaus Besonderheiten, in denen es sich von anderen Territorien deutlich unterschied. So bestand hier eine vorbildliche Invalidenpolitik, die über die Landesgrenzen hinaus bekannt war. Münster nutzte diesen Ruf beispielsweise zur Werbung neuer Rekruten. In der rechtlichen Stellung der Frau gab es ebenfalls Unterschiede, auf die hier einzugehen der geringe Platz verbietet.

Strukturgeschichtlich finden sich in der vorliegenden Arbeit zahlreiche bemerkenswerte Hinweise. So verweist die Autorin auf unterschiedliche Formen der Rekrutierung. Neben freiwilliger Werbung und Zwangsrekrutierungen durch fremde Mächte, existierte im Fürstbistum eine Landmiliz, wie in zahlreichen anderen deutschen und europäischen Territorien/Staaten. Daneben jedoch schuf der militärisch interessierte Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen im Jahre 1667 das Landregiment. Es wurde aus Landeskindern rekrutiert und galt deshalb als besonders preiswert. Anders als die Landesmiliz diente das Landregiment im Kriege neben den regulären Truppen als Kampfverband. Dennoch blieb ihm innerhalb des münsterschen Militärs die erstrebte Achtung versagt. Offiziere des Regiments bemühten sich vergeblich um eine Hebung ihres sozialen Status' in der münsterschen Gesellschaft.

Dem stand nicht zuletzt die fortschreitende Professionalisierung entgegen, die dem Soldaten des stehenden Heeres, in Münster nicht anders als in Preußen, andere Eigenschaften abverlangte, als dem Landsknecht des Dreißigjährigen Krieges. Sehr langsam bildete sich ein neuer »Kämpfertypus« (S. 158) heraus. Dessen Umgang mit den obrigkeitlichen Vorgaben lässt sich, so resümiert Nowosadko bedauernd, nur schwer aus den Akten entnehmen. Und doch stehe zu vermuten, dass »Verherrschung«, »Verstaatlichung« und »Disziplinierung« eben nur eine Seite der Medaillie, nur ein Teil der Wahrheit seien. Auch hier müsse der Blick der Forschung weniger obrigkeitlichen Ansprüchen als den Reaktionen der Betroffenen gelten. Die Herausbildung jenes neuen Soldatentypus war eng verknüpft mit der Verfestigung von Regimentsstrukturen. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts konnten sich überhaupt Regimentsstrukturen herausbilden, da vorher größere Truppenteile unmittelbar nach einem Friedensschluss abgedankt wurden.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wies das münstersche Militär einen durchaus beachtlichen Umfang auf. Bis 1767 existierten acht Regimenter sowie die Artillerie. Ab den 1780er Jahren erfolgte ein starker Demilitarisierungskurs. Nowosadko führt ihn auf zwei Hauptursachen zurück. Zum einen erlaubte die hohe Staatsverschuldung den Unterhalt größerer Truppen nicht. Zum anderen konnte das Fürstbistum ohnehin den deutschen Großmächten im Falle eines Konfliktes keinen ernsthaften Widerstand entgegensetzen.

Nowosadko verlangt ihrem Leser viel ab. Sie bietet ihm eine kenntnisreiche mit vielfältigen Details geschmückte Darstellung interessanter Fakten zur Militärverwaltung oder Militärjustiz, ohne überhaupt strukturelle Rahmenbedingungen

erklärt zu haben. Aufbau, Gliederung und Kommandostrukturen sind Gegenstand des dritten Kapitels. Dieses hätte, sofern sich ein Rezensent zu derartiger Kritik versteigen darf, an den Anfang gehört. Ebenso vermisst der Leser eine Einbettung in die politischen Rahmenbedingungen. Entschädigung hierfür bietet Nowosadko durch einen tabellarischen Überblick am Ende des Buches.

Der Untertitel verdeutlicht den sozialgeschichtlichen Anspruch der Autorin. Er zeigt aber auch den immensen zeitlichen Rahmen, den sich Nowosadko steckt. Mehr als 150 Jahre werden untersucht. Also erwartet der Leser Entwicklungslinien. Er sucht sie in den ersten Kapiteln vergeblich. Erst im Zuge der Erörterung von Organisationsstrukturen und in einigen kleineren Abschnitten treten sie zutage.

Regionalhistorisch bedeutsam ist sicher die Erkenntnis des durchgehenden Bestehens eines münsterschen Militärs im gesamten 18. Jahrhundert, das bislang angezweifelt wurde. Auch bemüht sich Nowosadko, das Negativimage der münsterschen Truppen zu revidieren. Doch geht es, wie mitgeteilt, nicht eigentlich um Regionalhistoie. Der Wert der Arbeit liegt im Primat des Übergeordneten, die große Leistung der Autorin in der effektiven Ausschöpfung einer denkbar schlechten Quellenbasis. So wurde das münstersche Militärarchiv auf preußischen Befehl im 19. Jahrhundert vollständig vernichtet. Zivile Verwaltungsakten dienen als Ersatz. Aus ihnen grundlegende Aussagen zum sozialen Bindungsgeflecht innerhalb militärischer Einheiten abzuleiten, ist verdienstvoll. Eindrucksvoll verdeutlicht die Autorin die patriarchalische Struktur des Militärs, in der der Chef oder der Kommandeur als Vaterfigur fungierte, der die Untergebenen durchaus als schützenswerte Kinder betrachtete.

Den Spieß als »Mutter der Kompanie« in der Frühen Neuzeit zu bezeichnen, steht Nowosadko, als nicht quellenmäßig belegbar, kritisch gegenüber. Im Zuge ihrer Erörterung des Beziehungsgeflechtes Militär-Zivilgesellschaft gelingt ihr auch der Nachweis gruppenbildender Ehrbegriffe einzelner Regimenter. Hierbei kommt es vor allem darauf an festzustellen, ob diese »Bindung durch Truppenehre« auch soziale Schranken zu brechen imstande war. So sind Fälle nachweisbar, in denen Offiziere eines Regiments den Mannschaften ihres Verbandes persönliche Ehre zuerkannten, die auch gegenüber militärischen Führern anderer Regimenter verteidigt wurde.

Sich der Militärjustiz zuwendend, bestätigt Nowosadko weitestgehend den Forschungsfund von Maren Lorenz, den diese in ihrer umfassenden Arbeit über das schwedische Militär im Reich zeichnete (siehe Rezension Meier in MGZ 68/2009, S. 163). Auch hier leistet Nowosadko nicht nur eine Erweiterung der Tatsachenbasis, sondern bietet Neues. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang ihr Kapitel über die sogenannten gemischten Händel. Sobald sich die Kompetenzen ziviler und militärischer Gerichtsbarkeit in erheblichem Maße überschnitten, konnte das Verfahren der *Judicia mixta* zur Anwendung gelangen. Dann wurde ein Gericht aus zivilen und militärischen Mitgliedern gebildet, das den Fall gemeinsam behandelte. Voraussetzung hierfür war Freiwilligkeit beider Seiten – des Militärs und der zivilen Obrigkeit. Interessanterweise wurde der Vorsitz grundsätzlich einem höheren Offizier anvertraut, sobald der Beklagte ein Soldat war.

Im Zusammenhang mit dem rechtlichen Status des Militärs widmet sich die Autorin intensiv der Frage, ob es einen eigenen Militärstand gab und damit das gängige »Drei-Stände-Schema« überwunden werden konnte. Sie verweist hier einerseits auf die eigene Gerichtsbarkeit und die Tatsache der permanenten Bezeichnung als »Militärstand«. Andererseits legt sie militärutopische Ansätze dar, denen

zufolge das Militär ein sich selbst regenerierender Stand werden sollte. Eine Militärbevölkerung, die ihren eigenen Nachwuchs hervorbringt? Hätte ein derartiger Ansatz auch in Münster Wirkung gezeigt, so wäre dies durch gesonderte »Pflanzstätten« für den militärischen Nachwuchs nachweisbar. In Münster bestand von 1708 bis 1761 eine Schule für Soldatenkinder. Nowosadtko zeigt, dass diese von einem Geistlichen geführte Einrichtung keine spezifische Ausrichtung auf militärische Bildungsinhalte besaß. Nowosadtkos Ansatz wirkt hier etwas überzeichnet. Dass das Wort »Stand« traditionell verschiedene Begriffsebenen besitzt, von der eine die des Berufes ist, zeigte schon ein Blick in Jost Ammanns Ständebuch. Es ist gewiss auch der Autorin gegenwärtig, die mit einer akribischen Arbeit über frühneuzeitliche Berufe aufwarten kann und der die Forschung daneben einen hervorragenden Überblick über die aktuellen Probleme der Militärgeschichtsschreibung verdankt.

Martin Meier

Cathal J. Nolan, *Wars of the Age of Louis XIV, 1650–1715. An Encyclopedia of Global Warfare and Civilization*, Westport, CT, London: Greenwood Press 2008, XLIV, 609 S., £ 103,95 [ISBN 978-0-313-33046-9]

»Itzo sind die Lexica so sehr Mode worden, daß man keine Disciplin mehr hatt, die nicht in Form eines Lexici gebracht worden.« An diesen Satz des halleschen Historiker-Juristen Nikolaus Hieronymus Gundling, 1734 in seiner »Vollständigen Historie der Gelahrtheit« vermerkt, könnte sich erinnert fühlen, wer durch Londoner oder Pariser Buchhandlungen streift bzw. die angelsächsische und französische Verlagsproduktion der letzten beiden Jahrzehnte aufmerksam verfolgt hat: Kaum ein historisches Thema, zu dem es nicht ein Wörterbuch oder Lexikon gäbe, ja, oft genug liegen sogar konkurrierende Nachschlagewerke zu ein und demselben historischen Thema oder Zeitabschnitt vor. Auch der Autor der vorliegenden Enzyklopädie, Professor an der Boston University, ist bereits mit zwei preisgekrönten Nachschlagewerken zur Diplomatiegeschichte hervorgetreten. Dies weckt ebenso hohe Erwartungen an das zu besprechende Werk wie der Untertitel, der nicht weniger als »An Encyclopedia of Global Warfare and Civilization« verspricht. Zugleich stellt sich aber die naheliegende Frage, ob bzw. inwieweit dieser umfassende Anspruch eingelöst werden kann und was das Werk – nicht zuletzt angesichts des hohen Preises von rund 130 Euro – für den deutschen Leser bringt.

Die vorangestellte »List of Entries« liest sich in jedem Fall beeindruckend: Sie umfasst rund 1000 Einträge, von einzelnen Kriegen und Schlachten über Fachausdrücke aus Militärtechnik und Taktik bis hin zu wichtigen Personen und gelegentlichen Wörterklärungen aus den Originalsprachen, zuallererst (der Bedeutung der ludovizianischen Armee und Festungsbaukunst entsprechend) Französisch, dann v.a. Niederländisch, Deutsch, Polnisch und auffallend häufig auch Türkisch. Orthografie und Morphologie der deutschen Einträge – »Schnappahns« (gemeint sind ›Schnappähne‹, also eigentlich Wegelagerer oder Straßenräuber, hier als Bezeichnung für bäuerliche Gegenwehr im Rheinland während des Holländischen Krieges 1672–1678) und »Militargrenze« (ohne Umlaut) – lassen allerdings den Verdacht aufkeimen, dass es sich bei den türkischen Einträgen womöglich ähnlich verhalten könnte, obwohl hier immerhin die Umlaute durchgängig wiedergegeben zu sein scheinen (z.B. »Köprücu« = Brücken- und Straßenarbeiter mit semi-militä-

rischem Rechtsstatus). Darüber hinaus mutet die Auswahl dieser Termini – darunter Kuriositäten wie »Saucisson« (eine mit Segeltuch oder Leder umwickelte Zündschnur) oder »Mauerscheisser« (österreichischer Spottname für Garnisontruppen) – insgesamt recht willkürlich an und verdankt sich vermutlich der Kontingenz von Nolans Lektüren resp. Interessen.

Angesichts des geografisch wie thematisch weitgespannten Zuschnitts sind Ungleichgewichte und auch Lücken schier unvermeidlich. So scheinen dem Rezessenten, während der Osmanische Herrschaftsbereich ebenso wie Nord- und Ost-europa auch das indische Mogulreich recht gut vertreten sind, Ostasien und andere Weltregionen ein wenig unterrepräsentiert. Grundsätzlich ist der Anspruch des Globalen aber natürlich von einem Autor allein wohl kaum umfassend einzulösen; das Hauptgewicht der Einträge liegt daher letztlich doch auf den (west-)europäischen Staaten und ihren Armeen, wie der Autor selbst im Vorwort einräumt. Thematisch fällt auf, dass militärische Rechtsprechung und Rechtskultur nur äußerst knapp unter dem Stichwort »military discipline« abgehandelt werden; die entsprechenden Institutionen bzw. Chargen – etwa die französischen *Conseils de guerre* (aus Offizieren bestehende Militärgerichte) oder das in vielen europäischen Armeen verbreitete Amt des *Auditors* bzw. *Auditeurs* sucht man (auch im Register) vergebens. Ähnliches gilt für den Bereich der von Nolan selbst als zentral benannten Kriegsfinanzierung; so fehlen nicht nur Einträge zu den auf diesem Gebiet so wichtigen privaten Akteuren (*contractors* oder *[military] entrepreneurs*), sondern auch zu dem bedeutendsten jüngeren Forschungskonzept (*fiscal-military state*). Demgegenüber findet sich der in vielen deutschsprachigen Publikationen eher stiefmütterlich behandelte Seekrieg, der westeuropäischen und globalen Ausrichtung entsprechend, erfreulich breit berücksichtigt.

Was die neueren historiografischen Debatten um Militär und Kriegsführung angeht, wird auch das wohl einflussreichste Interpretament der Militärgeschichte der Frühen Neuzeit in den letzten 50 Jahren, die sogenannte *military revolution*, nur mit einem »leeren Eintrag« (»blind entry«) bedacht, d.h. also nicht zentral, sondern im Rahmen verschiedener anderer Stichwörter wie »fortress« oder »logistics« behandelt. Darüber hinaus kommt es im Eintrag »artillery fortress« zu einer Verwechslung des auf den britischen Historiker Michael Roberts zurückgehenden Begriffs »military revolution« mit dem aus der US-amerikanischen Militärwissenschaft stammenden Term »revolution in military affairs«; beide meinen zwar Ähnliches, sind aber eben doch konzeptuell durchaus zu unterscheiden. Demgegenüber ist der Eintrag »absolutism« weitgehend auf der Höhe der Debatten der letzten 15 Jahre, wenn Nolan Absolutismus vorwiegend als politische Theorie betrachtet und davor warnt, dieser »should not be confused with a more general European trend toward greater centralization of military, financial, and political power«.

Im Gesamurteil handelt es sich um ein ungeachtet kleinerer Ungenauigkeiten durchweg solides und faktenreiches Überblickswerk, das seine Stärken vor allem auf den Gebieten der Ereignisgeschichte und Militärtechnik hat und dem Leser, der gerne blättert bzw. sich von den zahlreichen Querverweisen zum Weiterlesen verführen lässt, eine Unzahl interessanter, z.T. wenig bekannter bzw. abseits des Mainstreams liegender, bisweilen auch kurioser Details bietet. Um auch bei gezielten Detailfragen, etwa nach Diensträngen, Amtsbezeichnungen oder gar fach- bzw. nationalsprachlichen Termini, zuverlässig weiterhelfen zu können, ist der geografische und theoretische Zuschnitt des Werkes allerdings zu weit gefasst; hier bleibt der Leser also weiterhin auf die klassischen Wörter- und Handbücher bzw.

Lexika in den jeweiligen Sprachen angewiesen. Zur Erstinformation ist das Werk, das durch eine Zeittafel, mehrere Karten und eine Auswahlbibliografie abgerundet wird (Hauptartikel wie »China«, »Ottoman Warfare«, »Siege Warfare« sowie einige Personeneinträge enthalten darüber hinaus auch konkrete Lektürehinweise) aber hervorragend geeignet.

Ob man hierfür eher der Systematik eines der zahlreichen in englischer Sprache vorliegenden Handbücher folgen mag oder sich lieber von der den neuen Medien näherstehenden Verweisstruktur eines Lexikons leiten lässt, ist letztlich wohl Geschmackssache.

Markus Meumann

*Friedrich der Große – verehrt. verklärt. verdammt.* Hrsg. vom Deutschen Historischen Museum, Stuttgart: Steiner 2012, 244 S., EUR 24,00 [ISBN 978-3-515-10123-3]

Der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums (DHM) zeichnet nicht das Leben des Monarchen nach, sondern widmet sich in dreizehn Kapiteln dem »Wirken und Nachleben Friedrichs II. in Kunst, Politik und Geschichtsschreibung« (S. 11). Den zeitlichen Bogen schlagen die Autoren vom 18. bis in das 21. Jahrhundert und zeigen dabei eindrucksvoll und mit vielen Exponaten die deutsch-europäische Rezeptionsgeschichte Friedrichs.

Den inhaltlichen Kapiteln ist eine allgemeine historische Einführung vorangestellt, in der auch das Konzept der Ausstellung vorgestellt wird. In dieser konstatieren Leonore Koschnick und Thomas Weißbrich, wie wechselseitig die Rezeptionsgeschichte des Preußenkönigs war. »Der Bezug auf Friedrich den Großen diente fast immer der Identitätsstiftung, der Begründung und Rechtfertigung des aktuellen politischen und militärischen Handelns durch Berufung auf die Vergangenheit. Seine Regierung galt als eine für Preußen und Deutschland gültige Gebrauchsanweisung« (S. 17). Beschlossen wird der mit mehr als 300 Schwarz-weiß- und Farabbildungen illustrierte Band von einem Literaturverzeichnis, den Bildnachweisen und einem Personenregister.

Erstmals wird dabei nicht nur nach der politischen bzw. historischen Rezeption gefragt, sondern ganz gezielt die »Medienkarriere« (S. 13) Friedrichs nachgezeichnet. Zurückgreifen konnte das DHM dabei vor allem auf Objekte aus der eigenen Sammlung, fast drei Viertel der Exponate der Ausstellung stammen aus dem hauseigenen Fundus (S. 17).

Dabei wird schnell klar: Nicht nur der König hatte bereits zu seinen Lebzeiten an dem eigenen Bild gestrickt, auch die nachfolgenden Generationen »bastelten« sich ihren »Fritz«. Neben seiner politischen Instrumentalisierung im Vormärz, Kaiserreich, der Weimarer Republik und schließlich im »Dritten Reich« (S. 155–179), geht die Ausstellung auch weniger bekannten Inszenierungen nach, indem sie beispielsweise Friedrichs Bild in der Satire nachzeichnet, dessen Figur vom Vormärz bis zur aktuellen Tagespresse immer wieder aufgegriffen wurde. Jenseits politischer Vereinnahmungen wird auch das Bild Friedrichs im Alltagsleben beleuchtet. Etwa als »Idol im Wohnstubenformat« (S. 77–95), als das er seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts über Büsten, Denkmalrepliken, Porträtmedaillons und Kupferstiche Eingang in die deutschen Wohnzimmer fand. Auch in der Werbebranche nutzte man die Popularität der Friedrich-Figur, sei es nun um lokale Biersorten zu

bewerben oder in der Wahlwerbung der Weimarer Republik; Friedrich eignete sich als Projektionsfläche für die verschiedensten Interessen.

Es ist den Ausstellungsmachern gelungen, die vielschichtigen Deutungen des Preußenkönigs verständlich und anschaulich darzustellen. Hervorzuheben sei hier noch die sehr gute Qualität der zahlreichen Abbildungen sowie die getroffene Themenauswahl. Neben bekannteren Themen wie der Rezeption Friedrichs im Film, findet sich im Band auch Raum für weniger Bekanntes (z.B. das Kapitel »Ein Plässier für Kinder und Sammler«, S. 97–111); er bietet so eine facettenreiche Perspektive auf die fast 300-jährige Rezeptionsgeschichte Friedrichs II.

Carmen Winkel

*Walther Mediger*, Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg und die alliierte Armee im Siebenjährigen Krieg (1757–1762). Für die Publikation aufbereitet und vollendet von Thomas Klingebiel, Hannover: Hahnsche Buchhandlung 2011, 1112 S. (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, 129; Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte, 46), EUR 59,00 [ISBN 978-3-7752-5930-9]

Im Jahre 2013 jähren sich der Frieden von Hubertusburg und der Frieden von Paris zum 250. Mal. Diese beendeten den »Siebenjährigen Krieg«, einen Konflikt, der aufgrund seiner Vielgestaltigkeit von Michael Salewski einmal zu Recht als »Laborexperiment der Moderne« charakterisiert wurde. Die Jubiläen gaben vielfach Anlass, sich den – teilweise viel beschriebenen – Ereignissen zwischen 1756 und 1763 nochmals vor der Folie einer modernen Militärgeschichte zu nähern, was zu begrüßen ist.

Stärker in den Vordergrund traten dabei auch die Geschehnisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz, der sich bekanntlich (sieht man von Roßbach 1757 einmal ab) nicht der Omnipräsenz des »Großen Königs« erfreuen durfte. Hierzu wurde etwa 2008 mit »Die Schlacht bei Minden« ein gelungenes Werk vorgelegt, das nicht nur die Schlacht und ihre Folgen, sondern auch die handelnden Personen und die verschiedenen Perspektiven sowie die Rezeptionsgeschichte in den Blick nimmt. Auch Eberhard Kessel hat in seinem 2007 von Thomas Lindner herausgegebenen Werk »Das Ende des Siebenjährigen Krieges« dem Krieg im Westen breiteren Raum gegeben.

Eine zentrale Figur auf diesem von der deutschen Historiografie lange vernachlässigten Schauplatz war Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg (1721–1792), Schwager Friedrichs II. von Preußen und Oberbefehlshaber über die Alliierte (von Großbritannien finanzierte) Armee, die in Westdeutschland, vor allem in Westfalen und Hessen, zum Einsatz kam. Zu seiner interessanten Persönlichkeit hat Walther Mediger zahlreiche, teils unvollendete Studien verfasst, die heute, nach Zusammenwirken von Jost Mediger und Thomas Klingebiel, in Form der hier zu besprechenden Publikation vorliegen. Ziel des Werkes ist es, den inneren Zusammenhang aufzuzeigen zwischen den militärischen, administrativen, politischen und finanziellen Problemen, die das Spannungsfeld bildeten, in welchem Ferdinand als Feldherr des Ancien Régime agieren musste. Die Grundlage hierfür bildet ein einleitender Beitrag zum Verhältnis zwischen Ferdinand und Friedrich II., der anstelle des Überblicks über Forschungsstand und Quellenlage das Werk eröffnet. Er zeichnet das Bild eines talentierten Militärs und Freundes Friedrichs II.,

aber auch eines empfindsamen Kavaliers und aufgeklärten Heerführers, dem die »menschmögliche Art« und die moralischen Faktoren im Umgang mit seinen Soldaten am Herzen lagen. Ferdinands Stärke sieht Mediger vor allem im Bereich der »Anlage der Schlachten«: Durchaus geprägt von der Schule des preußischen Königs gibt er der Lineartaktik doch ein eigenes Gepräge und ist auf diese Art in der Lage, aus der Kriegskunst des 18. Jahrhunderts »alles heraus zu holen« – das notwendige Glück immer vorausgesetzt. Seine Möglichkeiten und Grenzen fand er dabei vor allem in einem stets »allgegenwärtigen« (und launischen) König, dessen Misstrauen bekanntermaßen so manchen Führer gerade von selbstständig operierenden Abteilungen in die Verzweiflung treiben konnte – man denke etwa an General Finck bei Maxen 1759. Es verwundert daher nicht, wenn der Herzog die Übernahme des »transistorischen« Kommandos über das »Gegenstück« zur viel geschmähten Reichsarmee im Jahre 1757 eher als Bestrafung empfand. Gleichwohl bewies sich Ferdinand »glänzend« in der Verteidigung Hannovers, dem eine ähnliche strategische Rolle zugesprochen wird dem Besitz Kursachsens. Hiermit hielt er dem König den Rücken frei für dessen Operationen im Osten und Südosten gegen die Österreicher und Russen.

Diese Erfolge basierten jedoch nicht auf Ferdinands Fähigkeiten allein. Er bildete gleichsam ein »geniales Duo« mit seinem Sekretär Westphalen, einem Militärintellektuellen, dessen Kompetenzen wesentliche Grundlage des operativen Erfolges wurden. Die von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen bilden auch die Grundlage für die sechsbändige »Geschichte der Feldzüge Herzogs Ferdinand von Braunschweig«, die von seinem Enkel veröffentlicht wurde und bis heute standardmäßig für Untersuchungen zum westlichen Kriegsschauplatz herangezogen wird. Angesichts der »borussischen Färbung« der Darstellung sowie ihrer Lückenhaftigkeit mahnt der Autor jedoch zur Vorsicht. Daher ist es nur zu begrüßen, wenn stattdessen die fast unversehrt gebliebenen Bestände des Hauptstaatsarchivs Hannover (vor allem Korrespondenzen und Berichte des Generaladjutanten von Reden und des Chefs der hannoverschen Armee von Spörcken) ebenso herangezogen wurden wie die Gegenstücke aus London und aus den Beständen der deutschen Bundesfürsten in den Thüringer, hessischen und niedersächsischen Archiven. Der Bestand an gedruckten deutschen Quellen zur Thematik erscheint – abgesehen von lokalgeschichtlichen Abhandlungen – indessen überschaubar, der frühen Literatur (etwa von Jacob Mauvillon) wird ein zumeist »subsidiärer Charakter« bescheinigt. Als nützlicher erweisen sich französische und englischsprachige Publikationen, die dem Agieren der Truppen Ferdinands mehr Aufmerksamkeit schenken.

Die profunde Auswertung dieser Quellen ermöglicht es, die folgenden Einlassungen, die sich chronologisch am Kriegsgeschehen der Jahre 1757–1762 orientieren, mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat zu versehen. Die operationsgeschichtlichen Darstellungen, die mit mehr als 800 Seiten den Kern des Werkes bilden, können aufgrund ihres hohen Detaillierungsgrades für den am Sujet interessierten Leser als sehr informativ bezeichnet werden. Sie spannen den Bogen über alle relevanten Aspekte der Truppenführung: von der Bewegung der Heere und der Anlage von Schlachten über die finanziellen und logistischen Herausforderungen bis hin zur Motivation der Soldaten und der Einbeziehung der Zivilbevölkerung sowie dem Spannungsfeld aus militärischen Notwendigkeiten und politischen Beschränkungen, in welchem die Befehlshaber agieren mussten. Zu beachten sind in diesem Zusammenhang auch die »Ergänzungen« im Anhang

(mehr als 100 Seiten) zu den Themen Heeresaufbringung, Führung sowie wirtschaftliche Bedeutung und Nutzung der besetzten Gebiete.

Die Darstellungen machen deutlich, wie es Ferdinand gelungen ist, in einem äußerst komplexen militärpolitischen Umfeld – hier sei nur auf das Lavieren zwischen London und Berlin verwiesen – seine eigene Position als »Militärdiktator« nachdrücklich zu definieren und aus dem ihm von verschiedenen (internationalen) Fürsten zugeteilten »multinationalen Korps« durch hohen persönlichen Einsatz einen schlagkräftigen Truppenkörper zu formen. Bei näherem Hinsehen lassen sich allein hieraus zahlreiche Erkenntnisse hinsichtlich der vorhandenen (oder eher nicht existenten!) Barrierewirkung von Mentalitäten, Sprachen, militärischer Kultur und Motivation der Kriegsteilnehmer des 18. Jahrhunderts sowie der integrierenden Kraft des persönlichen Vorbilds ihrer militärischen Führer ableiten.

Das formulierte Ziel des Autors, der Geschichte der alliierten Armee im Siebenjährigen Krieg »ein modernes, verlässliches Fundament zu geben«, das zu weiterer problemorientierter Forschung anregt, kann somit als erreicht betrachtet werden.

*Marcus von Salisch*

*Johann Heinrich Ludewig Grotehenn, Briefe aus dem Siebenjährigen Krieg, Lebensbeschreibung und Tagebuch.* In Zusammenarb. mit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Potsdam, hrsg. und komm. von Marian Füssel und Sven Petersen unter Mitarb. von Gerald Scholz, 2., korr. Aufl., Potsdam: Militärgeschichtliches Forschungsamt 2012, X, 240 S. (= Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte, 18), EUR 19,80 [ISBN 978-3-941571-20-4]

Edierte Lebensbeschreibungen von einfachen Soldaten bzw. Unteroffizieren aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges sind relativ spärlich und liegen meist nur für die Soldaten der preußischen Armee vor (S. 3). Bis heute wird der Siebenjährige Krieg in Deutschland überwiegend aus der preußischen Perspektive betrachtet, obwohl es sich bei diesem Krieg nicht nur um eine Auseinandersetzung der europäischen Großmächte in Europa, sondern auch um einen globalen Konflikt, vor allem in Nordamerika, Indien und Afrika handelte (Marian Füssel, *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*, München 2010).

Umso begrüßenswerter ist die vorliegende Edition, da hier kein preußischer, sondern ein Soldat der Truppen des Herzogs von Braunschweig im Mittelpunkt steht, der von 1757 bis 1763 als Unteroffizier in der braunschweigischen Armee gedient hatte.

Die Edition umfasst nicht nur 60 Briefe des Johann Heinrich Ludewig Grotehenn, die er vermutlich an seinen Vater schrieb (S. 4), sondern auch seine Lebensbeschreibung sowie ein Tagebuch. Während die Briefe Grotehenns seine Kriegserfahrungen widerspiegeln und in seiner aktiven Militärzeit verfasst worden sind, geben das Tagebuch und die Lebensbeschreibung Auskunft über das Leben des Soldaten nach dem Ausscheiden aus dem Militärdienst und über seine schwierige Suche nach einer zivilen Anstellung im Schul- bzw. Kirchendienst.

Die Schriften dieses braunschweigischen Soldaten sind der Öffentlichkeit zwar bereits seit den 1990er Jahren bekannt, doch handelte es sich bei der ersten Herausgabe der Überlieferung aus dem Stadtarchiv Braunschweig um eine unvollständige bzw. nicht nach wissenschaftlichen Kriterien bearbeitete Edition (S. 1). Diese liegt nun mit der von Marian Füssel und Sven Petersen verantworteten Ausgabe

vor. Die beiden Herausgeber erläutern zunächst kurz den historischen Hintergrund der Schriften und verorten diese in der aktuellen militärgeschichtlichen Forschung (S. 3–11); dabei gehen sie auch auf die Quellenproblematik derartiger Ego-Dokumente ein (S. 5).

Die Quelle wurde nach wissenschaftlichen Kriterien behutsam ediert, wobei die ursprüngliche Schreibweise unverändert übernommen wurde. Kommentierungen wurden sparsam vorgenommen: Fachbegriffe, Ortsbezeichnungen sowie zeitgenössische Abkürzungen, Maßeinheiten und Begriffe werden in den Fußnoten erläutert.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein Glossar der in den Fußnoten aufgelösten Begriffe sowie ein Orts- und Personenregister, die jeweils nach Seiten- und Briefnummern sortiert worden sind, vervollständigen den Band.

Erleichtert wird der Zugriff auf das Quellenmaterial zusätzlich durch eine Überblicksdarstellung der 60 Briefe, die hier mit dem Entstehungsdatum und einer kurzen Inhaltsangabe wiedergegeben werden (S. 15–25). Bei der großen Anzahl der Schreiben wäre jedoch eine tabellarische Übersicht an dieser Stelle für den Leser vermutlich sinnvoller, weil übersichtlicher gewesen.

Dennoch ist der Wert der Publikation augenfällig: Die Edition bietet vielfältige Anschlussmöglichkeiten für die militär- und kulturgeschichtliche Forschung, wie die beiden Herausgeber selbst betonen (S. 6–9).

Besonders die Beschreibungen der ausländischen Soldaten, etwa der Engländer, Schotten und Franzosen (S. 6) durch den Soldaten Grotehenn, zeigen aufschlussreich die Wahrnehmung des »Fremden« und der diesen Personen zugeordneten Stereotypen. Neue Einsichten erlauben auch Grotehenns Aussagen über den Kriegsaltag im Feld, in den Winterquartieren sowie im Lager. Deutlich wird, welchen Wert materielle Dinge, wie ausreichender Nachschub an Kleidungsstücken, aber auch die Versorgung mit Lebens- und Genussmitteln besaßen, die von den Soldaten während der Kriegsjahre als besonders kostbar geschätzt wurden. Auch die Erfahrungen, die Grotehenn in der Schlacht von Minden sowie während seiner Verwundung und anschließenden Gefangen nahme durch französische Soldaten (S. 100–102) machte, dürften für die militärgeschichtliche Forschung von Interesse sein, da insbesondere das Thema »Kriegserfahrungen«, vor allem in Bezug auf das Erleben von Gewalt, in den letzten Jahren im besonderen Fokus der Forschung gestanden hat.

Für die allgemeine kulturgeschichtliche Forschung dürften darüber hinaus die »Orts- und Landesbeschreibungen« des Autors aufschlussreich sein (S. 9). Als Sohn eines Schulmeisters verfügte Grothenn anscheinend über ein ordentliches Maß an Bildung und war vielseitig interessiert, wie die unterschiedlichsten Themen zeigten, die er in seinen Schriften thematisierte.

Nicht zuletzt ist die Publikation eines derart gut überlieferten Quellenkorpus auch vor dem Hintergrund der ständigen Wiederholung der sattsam bekannten Zitate aus den Lebensbeschreibungen von preußischen Soldaten wie Dominicus und Bräker, besonders zu begrüßen. Zumal Johann Heinrich Ludewig Grotehenn, anders als der wohl bekannteste Soldat des 18. Jahrhunderts, der Schweizer Ulrich Bräker, eben kein Deserteur, sondern als Unteroffizier in das Militär fest integriert war (S. 4). Grotehenns Schriften liefern damit eine ausgewogene Sicht auf das spannungsreiche Zusammenleben von Zivilbevölkerung und Militär während des Krieges. Wenn man überhaupt etwas kritisieren will, dann sind es die sehr kleinteiligen bzw. teilweise schwer zu entziffernden Abbildungen (z.B. S. 27, S. 49) im

Text. Hier wäre eine großflächige Darstellung sinnvoller gewesen. Die vielen Ortsangaben hätten zudem den Abdruck einer Karte gerechtfertigt, die es dem Leser erlaubt, die in den Selbstzeugnissen erwähnten Orte zueinander in Beziehung setzen zu können und die Schilderungen des Autors besser zu verfolgen.

*Carmen Winkel*

*Michael Müller*, Die Entwicklung des Kurrheinischen Kreises in seiner Verbindung mit dem Oberrheinischen Kreis im 18. Jahrhundert, Frankfurt a.M. [u.a.]: Lang 2008, 381 S. (= Mainzer Studien zur Neueren Geschichte, 24), EUR 62,50 [ISBN 978-3-631-58222-0]

»Von der Teutschen Crays-Verfassung lässt sich nicht gar gut schreiben, weil es öftters an hinlänglichen Nachrichten ermangelt« (S. 27), klagte 1773 der Patriarch der Reichsstaatsrechtswissenschaft, Johann Jacob Moser. Dies ändert sich. »Die vorliegende Studie hat zum Ziel, nach dem Vorbild einer Monografie von [Peter Claus] Hartmann über den Bayerischen Kreis (1997) den Kurrheinischen Kreis im 18. Jahrhundert zu untersuchen und dabei insbesondere die engen personellen und strukturellen Verflechtungen mit dem Oberrheinischen Kreis zu berücksichtigen« (S. 34 f.). Bei der Arbeit handelt es sich um eine Mainzer Habilitationsschrift aus dem Jahre 2004. Sie ist in fünf Abschnitte gegliedert. Nach der Darlegung von Forschungsstand und Quellenlage folgt im Hauptteil die Vorstellung der beiden Kreise, ihrer Verfassung, territorialen und konfessionellen Struktur, ihrer Institutionen, Mitglieder und inneren Konflikte. Der dritte Abschnitt ist der »institutionellen Integration der Kreise« gewidmet und beinhaltet auch einen Vergleich der beiden untersuchten Kreise mit den acht weiteren Reichskreisen. Hier wird das breite Spektrum der Kreisaufgaben entfaltet, es reichte von Handwerksordnungen über die Bekämpfung von Hungersnöten und Tierseuchen, den Wege- und Flussbau sowie das Münzwesen bis zur Organisation der Reichsverteidigung. Dieser Teil endet mit dem »Nachleben« der Kreise, der Abwicklung ihrer Schulden und ihres Personals, die sich tief ins 19. Jahrhundert hineinzog. Der vierte Teil ist eine achtzehnseitige Bilanz. Sie endet mit zwei Seiten, die mit »Abstracts« und »Résumé« betitelt sind. Die letztere Seite beinhaltet eine sehr nützliche, der Rezeption förderliche französische Zusammenfassung. Warum die mit »Abstracts« überschriebene Seite eine weitere deutsche Zusammenfassung (statt einer englischen) enthält, erklärt sich nicht.

Michael Müller, ein Schüler von Peter Claus Hartmann, gibt einen aufschlussreichen Einblick in die Funktionsweise des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Es zählte 1648 ca. 1800 politische Einheiten, darunter 1475 reichsunmittelbare Herrschaften und Reichsritter ohne Reichsstandschaft, also ohne Sitz und Stimme auf dem Reichstag sowie ca. 350 Reichsstände, davon ca. 150 im Rheinland (S. 37). Nach einer Definition Hanns Hubert Hofmanns handelt es sich bei den weltlichen Reichsständen um »erblich zusammengehaltene Territorien, keine räumlich, sondern personal bezogene Herrschaften mit mehr oder minder fortgebildetem Staatscharakter« (S. 119). Die geistlichen Wahlstaaten wurden lehensrechtlich und durch die Person des gewählten Fürsten sowie sein Wahlgremium zusammengehalten. Hinsichtlich der »supraterritorialen gemeinsamen Defensionalanstrengungen« leistete z.B. Kurmainz, gemessen an seiner Einwohnerzahl, »weitaus mehr für das Reich, als die wesentlich größeren und wirtschaftlich poten-

teren protestantischen Flächenstaaten Kurhannover und Preußen-Brandenburg« (S. 210). Das Reich erscheint in der vorliegenden Studie als »System der Subsidiarität«, »subsidiärer Aufgabendelegation« bzw. »subsidiärer Organisationsformen« (S. 37, 177, 182, 186, 259), wovon die Reichskreise die wichtigsten waren.

Im Kur- und im Oberrheinischen Kreis setzten sich im Laufe des 18. Jahrhunderts regelmäßige jährliche Kreistage durch. Sie fanden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts im Frankfurter Dominikanerkloster statt, obwohl Frankfurt am Main zum Oberrheinischen Kreis gehörte. Die kurrheinischen Stände tagten anders als die oberrheinischen nicht in Bänken, sondern zur Vermeidung von Zeremonialkonflikten an einem »runden Tisch« (S. 61).

»Ein Beleg für die enge Zusammenarbeit der beiden rheinischen Kreise ist z.B., dass die Kurpfalz seit 1730 von den gleichen Gesandten bei Kur- wie Oberrheinischen Kreistagen in Frankfurt vertreten wurde« (S. 147). Kreiskassierer und Münzwardeine wurden von beiden Kreisen gemeinsam bestellt. Münzwardeine waren Geldwertprüfer. Sie prüften den Edelmetallgehalt nicht nur der von den Reichsständen ausgegebenen Münzen, sondern aller umlaufenden Münzen und publizierten die Ergebnisse in Tabellen, die eine wichtige Grundlage des mitteleuropäischen Wirtschafts- und Finanzlebens darstellten.

Manche Reichsstände gehörten mit ihren weitgestreuten Territorien mehreren Kreisen an. »Allerdings ist zu beachten, dass die durch die ›Mehrkreisigkeit‹ bedingte Aufteilung der Truppen auf verschiedene Kreiskontingente« bei den größeren armierten Ständen wie Kurpfalz »nur ›auf dem Papier‹ stattfand« (S. 216). Diese Stände stellten ihre Truppen als geschlossene Verbände, wodurch die Schlagkraft der vielbelächelten Reichsarmee erhöht wurde.

Von allen Kreisen war der Fränkische am lebendigsten, weil hier eine dominierende Großmacht lange fehlte. Er verfügte sogar über einen »Immerwährenden Kreistag« (S. 60). Wie der ebenfalls sehr aktive Schwäbische Kreis verfügte der Fränkische zeitweise über ein stehendes Heer. Kreistage waren die Versammlung der Kreisstände und funktionierten ähnlich wie der Reichstag. Das Direktorium führte der Kreisausschreibende Fürst. Der Kreisobrist hatte den Oberbefehl über die Kontingenttruppen des Kreises, die zusammen die Reichsarmee bildeten, die jedoch nur im Kriegsfall aktiviert wurde. Mannschaften und Offiziere wurden weiter von jenen Ständen besoldet, welche die Kontingente entsandten, nur die gemeinsamen Strukturen, der Stab und die Reichsgeneralität, wurden aus einer, auch erst im Krisenfall errichteten, Reichsoperationshauptkasse besoldet.

Der Obersächsische Kreistag in Leipzig kam 1683 durch einen Zeremonialeklat zum Erliegen. Die kurfürstlichen Gesandten wollten den fürstlichen nicht gestatten, ebenfalls in sechsspännigen Wagen vorzufahren (S. 230). Dabei handelte es sich nicht nur um ein provinzielles Äquivalent zum berühmten französisch-spanischen Londoner Kutschenstreit von 1661, sondern vor allem um ein Detail im Kampf der altfürstlichen Häuser, den kurfürstlichen protokollarisch gleichgestellt zu werden. Eine der berühmtesten Auftragsschriften Leibniz' »De jure suprematus ac legationis principum Germaniae«, 1678 unter dem Pseudonym »Caesarini Fürstenerii« erschienen, ist diesem seit 1648 schwelenden Konflikt gewidmet. Die Kommunikation im Obersächsischen Kreis erfolgte ab 1683 nur noch schriftlich. Die Kreislasten wurden jedoch in der Regel erbracht.

Auch im Niederrheinisch-Westfälischen Kreis ruhten die Kreisversammlungen ab 1714. An ihre Stelle traten Direktoraltage der drei führenden Mächte: Hannover, Brandenburg und Münster. Im »reichsfernen«, von Brandenburg-Preußen do-

minierten Niedersächsischen Kreis ruhte das Kreisleben im 18. Jahrhundert (S. 246). Ähnlich war es im Burgundischen und Österreichischen Reichskreis, die von Österreich dominiert wurden, und nur wenig aktiver war das Kreisleben im Bayerischen Reichskreis.

Gestalterisch ist die Arbeit von Michael Müller nicht immer ansprechend. Zuweilen überwuchern die Anmerkungen den Text dermaßen, dass auf manchen Seiten nur noch eine Zeile Fließtext übrigbleibt. Formalästhetisch entspricht das dem Stil der Staatsrechtler des 18. Jahrhunderts, auf die sich Müller so oft bezieht. Karten wären bei diesem Thema der Territorial-, Regional- und Reichsgeschichte hilfreich und nützlich gewesen. Stattdessen dominieren immer wieder umfangreiche Tabellen den Text. Dies verwundert, litt doch schon der Autor angesichts der »Kreismilitärquellen«, die mit »Tabellen, Übersichten, Superogatorie-Rechnungen und Kontingentslisten« usw. überfüllt seien (S. 274).

Manche Formulierungen sind etwas fragwürdig und widersprechen sich. Es ist von der »Auflösung des Kurstaates durch den Reichsdeputationshauptschluss vom 25.2.1803« die Rede, bzw. davon, dass »Kurmainz [...] aufgelöst« wurde (S. 79 f.). Wenig später heißt es hingegen: »1806 konnte Dalberg, der letzte nach 1803 übriggebliebene geistliche Landesherr, seine Machtbasis erheblich ausdehnen« (S. 81). Angesichts der starken Reduzierung des Territoriums des Kurerzkanzlers 1803 von einer Erweiterung der Machtbasis zu sprechen, wirkt merkwürdig. Zudem war Dalberg als Kurerzkanzler auch nicht der einzige verbliebene geistliche Landesherr. Der Souveräne Malteserorden ist noch heute als Völkerrechtssubjekt bei der UNO vertreten, und der Deutsche Orden überlebte die Säkularisation von 1803. Auch Clemens Wenzeslaus von Sachsen, der letzte Kurfürst von Trier, wurde 1801 nicht »seiner erzbischöflichen Würde enthoben« (S. 97).

Befremdlich wirkt es, wenn in einer wissenschaftlichen Qualifikationsarbeit Jubiläumsreden von Lokalpolitikern zitiert und nicht weiter eingeordnet werden: »Fränkischen Patrioten gilt der Reichskreis als der erste eigene Staat der Franken in Deutschland« (S. 257). Auch der Sendlinger Blutweihnacht von 1705, der Unterdrückung eines lokalen oberbayerischen Aufstandes durch die österreichischen Besatzer während des Spanischen Erbfolgekriegs, gedenkt Michael Müller in bayrisch-patriotischer Art, als wäre sie gestern geschehen (S. 245).

Manche Bewertungen scheinen zu undifferenziert. »Die nach wie vor gegebene Zugehörigkeit zum Reich wurde im Norden und Osten zumeist nur noch als Formsache wahrgenommen, die negiert wurde, wenn sie mit Kosten verbunden war« (S. 263). Die Hansestädte, die kleinen Herzogtümer und Grafschaften fanden beim Reich Schutz gegenüber den Annexionswünschen ihrer größeren Nachbarn. In den mecklenburgischen Herzogtümern kam es noch 1755 unter Vermittlung des Kaisers bzw. des Reichshofrats zum »Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich«, wodurch Jahrzehnte innerer Wirren beendet wurden.

Ungeachtet dessen liegt nun ein wichtiges Buch zur Lokal- und Regionalgeschichte des Rheinlandes sowie zur Religions-, Verfassungs- und Militärgeschichte vor, das einen tiefen Einblick gewährt.

Wolfgang Burgdorf

*Julia Angster, Erdbeeren und Piraten. Die Royal Navy und die Ordnung der Welt 1770–1880*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, 345 S., EUR 62,95 [ISBN 978-3-525-30037-4]

Nimmt man dieses Buch zur Hand, ist zunächst schwer zu erahnen, um was es eigentlich geht. Der Titel ist kryptisch: »Erdbeeren und Piraten« prangt in roten Lettern auf dem Umschlag, der wiederum einen Ausschnitt aus dem berühmten Ölgemälde von William Hodges, »Resolution« and »Adventure« in Matavai Bay«, angefertigt 1776 während der zweiten Expedition James Cooks, zeigt. Die Lektüre der Tübinger Habilitationsschrift von Julia Angster ist jedoch alles andere als mit Rätseln behaftet. Die Verfasserin bietet nichts weniger als die Einbindung der Vermessungs- und Entdeckungsfahrten der Royal Navy von 1770 bis 1860 in die Wissenschaftsgeschichte im Zeitalter der Aufklärung bzw. der beginnenden europäischen Moderne. Diese Thematik ist äußerst anspruchsvoll – Julia Angster gelingt es, diesem Anspruch gerecht zu werden.

In einem ersten Kapitel untersucht sie das soziale Gefüge der Royal Navy und die Aufgaben der britischen Marine in Übersee. Freilich handelt es sich hier um keine unbekannte Größe. Neben dem Römischen Heer und der Deutschen Wehrmacht dürfte die Royal Navy die wohl am besten erforschte militärische Organisation der Geschichte sein. Und Brian Lavery hat ihr in seiner epochalen Arbeit über *Nelson's Navy* wohl ein bleibendes historiografisches Denkmal gesetzt. Auch die Bedeutung der berühmten Entdeckungs- und Vermessungsfahrten der Schiffe Ihrer britischen Majestäten auf allen Ozeanen ist nicht allein Kennern der Schiffahrts- und Marinegeschichte bewusst: Namen wie Flinders, Cook, Franklin oder gar Bligh liest man kaum zum ersten Mal. Und dass Bligh nicht das satanische Scheusal war, zu dem ihn Hollywood in typischer Schwarz-Weißmalerei stempelte, sondern ein hervorragender Navigator und ausgezeichneter Offizier, ist mittlerweile ebenfalls kein Geheimnis mehr. Er hatte lediglich das Pech, auf Tahiti einen Teil seiner Mannschaft an vermeintlich paradiesische indigene Lebensformen zu verlieren. Die Brotrüttarie der »Bounty« ist somit hinreichend bekannt, dass H.M.S. »Beagle« 1831–1836 Charles Darwin als Transportmittel u.a. nach den Galapagos-Inseln diente ebenso. Entscheidend ist, wie bereits erwähnt, die Verbindung der Reisen der britischen Marine, vor allem im Auftrag der Royal Society, mit der Wissenschaftsgeschichte in der Ära der enzyklopädischen Aufklärung. Und hier erfahren Leserinnen und Leser von Julia Angster Interessantes und Neues.

Denn die Königliche Marine fungierte als erfolgreichste militärische Organisation ihrer Art nicht allein als logistisches Medium für die Wissenschaft, die in jener Epoche die Welt abseits oder gegen religiöse Dogmen auf allen Gebieten neu entdeckte, Erkenntnisse gewann und Ordnungsprinzipien entwarf. Vielmehr nahmen Offiziere der Marine auch selbst aktiv an dieser Neuordnung teil, und dies als bedeutender Part eines sich selbst in Konkurrenz zur französischen Aufklärung und Revolution modernisierenden Großbritannien. Wissen sammeln, die Welt erkunden, vermessen, kartografieren, ethnologische Studien treiben und dieses Wissen in (Welt-)Macht umsetzen, war das Gebot der Stunde. Und da das, was man in Übersee vorfand, aus britischer Sicht nicht als sonderlich perfekt erachtet wurde, sollten Flora und Fauna erkundet, geordnet, kontrolliert und die menschlichen Geschöpfe im Sinne christlicher Lehre und liberaler Wirtschaftsprinzipien erzogen und einer vernünftigen, nutzbringenden Existenz zugeführt werden – zum Wohle des britischen Handels und des britischen Empire. Oder wie Julia Angster es for-

mulierte: »Die Ordnung der Schöpfung zu erkennen und Ordnung herzustellen, die Welt zu ›verbessern‹, wurden als ein gemeinsamer Zusammenhang gesehen, als Aufgabe des Menschen in der Welt, als Weg zum Fortschritt. Eine besondere Rolle spielte dabei die weltweite Durchsetzung einer europäischen Rechts- und Eigentumsordnung, insbesondere die Verbreitung des liberalen Eigentumsbegriffs« (S. 16). Welche Hybris! Die Royal Navy füllte ihre Rolle in diesem Spiel aber tadellos und befehlsbeflissen aus.

Dass diese Form eines indirekten, »green imperialism« im Endeffekt genauso brutal war wie der dann später einsetzende direkte Machtimperialismus, sei hier hervorgehoben, und die Verfasserin weist darauf hin. Dabei erscheint das Setzen von Erdbeerpflanzen auf Tasmanien durch Captain Bligh im Februar 1792, weil diese Pflanze nach britischer Lesart dorthin gehörte, zwar keineswegs brutal, sondern eher floristisch. Dieser Akt war jedoch Teil kultureller Durchdringung eines neuen Kontinents. Australiens erforschte Flora und Fauna waren eben zu »verbessern«, und dies geschah mit Akribie. Dass der Kulturkontakt mit der indigenen Bevölkerung in allen Erdteilen in ähnlichen Bahnen verlief, kann man sich dann lebhaft ausmalen. Diese wurden zwar nicht mehr physisch liquidiert, wie es im Zeitalter der Entdeckungen zu oft abscheuliche Praxis war. Vielmehr wurden sie erforscht und in die britisch-kritische Weltordnung eingefügt.

Äußerlichkeiten, Lernfähigkeit, das Vorfinden gesellschaftlicher Hierarchie, also Beurteilungen nach britischen (in der Ära der Revolutionen längst nicht mehr europäischen) Standards, verhinderten oder förderten soziale Kontakte und definierten den Nutzen indigener Völker im anglophilen Weltgefüge. Und diese Aufgaben und Beurteilungen wurden auch von Offizieren der Royal Navy geleistet. Paradebeispiele, die gegensätzlicher nicht sein könnten, waren etwa der erste Kulturkontakt britischer Seefahrer auf Tahiti mit seiner paradiesisch anmutenden Aura schöner Inseln und schöner Menschen im Naturzustande, die sogar »Könige« kamen, und die abschätzige Beurteilung der Urbevölkerung Feuerlands durch James Cook: »[I]n a Word they are perhaps as miserable a set of People as are this day upon Earth« (Zitat, S. 223). Charles Darwin setzte diese Menschen gar wegen ihres zotteligen Erscheinungsbildes und ihrer anarchischen Gesellschaftsstrukturen, die keine Entwicklung zum »Besseren« erwarten ließen, auf dem untersten Punkt der Lernkurve zur Zivilisiertheit an. Einmal entdeckt, eingeordnet und katalogisiert, hatten die »fuegians« dann keine Chance auf eine eigene, selbst bestimmte Zukunft. Ihr weiterer Weg mit der Zivilisation war ein Leidensweg. Berichte wie jene Cooks oder Darwins gaben eine Art Handlungsanweisung mit Alibi, wie mit »unzivilisierten« Völkern weiter zu verfahren sei.

Die Bekämpfung des Piratenunwesens schließlich sowie der Sklaverei durch die Schiffe der Royal Navy geschah zum einen zwar aus Gründen des Seerechts und der Humanität. Zum andern aber auch, weil Kaperfahrer ein deviantes Verhalten gegenüber der liberalen Eigentumsordnung bewiesen. Insbesondere griechische Piraten machten den Engländern im Mittelmeer das Leben schwer. So sehr sie sich auch bemühten, dieses Unwesen einzudämmen, die Briten verzweifelten an diesen Seeräubern.

Die Verfasserin wird in ihren Thesen zum einen dadurch bestätigt, dass die Royal Navy, wie Angster zum Schluss ihrer Ausführungen selbst anführt, nach 1860 eine andere war: Industrialisierung und Imperialismus, dann das Flottenwettrüsten in Europa erforderten weniger Entdeckungen und Vermessungen in Übersee. Außerdem gab es nicht mehr viele weiße Flecken auf der Erde, die man

hätte katalogisieren, ordnen und im britischen Sinne »verbessern« können. Insofern brach hier eine neue Ära an. Zum andern, so mag man ergänzend hinzufügen, gab es einen Kenner der Royal Navy, der genau einschätzen konnte, welche Leistungen die Schiffe der britischen Majestäten auf »kulturellem« Gebiet vollbracht hatten: Admiral Alfred von Tirpitz. In seinen »Erinnerungen« schreibt er auf Seite 75, dass »eines der Mittel, mit denen England in der ganzen Welt seine Sprache ausgebretet hat, die Seekarten [zu sein scheinen]. Indem England fast die ganzen Meere vermaß, erfüllte es eine große Kulturaufgabe.« Welches Lob von unerwarteter Seite – dies war übrigens der Tirpitzsche Startschuss für ein deutsches Seekartenwerk. Der Kulturkontakt deutscher Schiffe in Übersee glich dann auch britischen Erfahrungsberichten. Beispiele hierzu gibt es in der Literatur reichlich.

Kritik an der Arbeit von Julia Angster zu üben fällt schwer, man liest das Buch mit Gewinn. Dennoch: es gibt einige Begrifflichkeiten, die für »maritime Augen« etwas sonderbar wirken und störend klingen, vor allem, weil sie oft verwendet werden. Wenn von »Schlachtschiffen« in Nelson's Navy die Rede ist, hätte ein gutes Lektorat wohl besser den Begriff »Linienschiff« gewählt; »Schlachtschiffe« gab es erst später. Auch klingt »Schaluppe« sonderbar, der gute englische Begriff »sloop« tut es nicht allein auch, sondern viel besser. »Kapitäne« dienen bei der Handelsmarine; »Captain« oder »Kommandant« wäre die geeignete Wahl für eine Übersetzung dieses Dienstgrades in der Royal Navy gewesen. Und bitte: »Kähne« gibt es wirklich nur als Schimpfwort.

Axel Grießmer

*General Nathanael Greene and the American Revolution in the South.* Ed. by Gregory D. Massey and Jim Piecuch, Columbia, SC: University of South Carolina Press 2012, IX, 273 S., \$ 39.95 [ISBN 978-1-61117-069-6]

Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg gilt als eine große Revolution nicht nur in Bezug auf die politischen Umwälzungen, sondern auch aufgrund militärischer Innovationen. Dabei folgten viele Feldzüge sehr konservativen, Plänen. George Washington, Oberbefehlshaber der Continental Army, wollte sogar ein Heer nach europäischem Vorbild. Es waren die Feldzüge im Süden des Landes, in Georgia und den beiden Carolinas, die die neuen Seiten des Krieges am deutlichsten zeigten: ein Bürgerkrieg Loyalisten gegen Patrioten, der Einsatz von Partisanen- und Guerillaverbänden, die Zusammenarbeit von Miliz und Continental Army, die Bedeutung leichter Verbände. 1780 war zunächst ein Katastrophenjahr für die nach Unabhängigkeit strebenden Kolonien: Zuerst kapitulierte die wichtige Hafenstadt Charleston mit 5000 Soldaten, dann wurde die amerikanische Südarmee unter Horatio Gates bei Camden vernichtend geschlagen. Doch dann schickte der Kongress einen Mann in die Südstaaten, der dem Krieg eine überraschende Wendung geben sollte: Nathanael Greene. Der Quäkersohn aus Rhode Island lieferte den sieggewohnten Briten unter Lord Cornwallis im April 1781 bei Guilford Court-house eine blutige Schlacht. Cornwallis gewann, aber es war ein Pyrrhussieg. Die britische Hauptarmee marschierte anschließend nach Virginia. Anstatt ihr zu folgen eroberte Greene den Süden Stück für Stück zurück. Er arbeitete effektiv mit den Milizen zusammen und verstand es, sowohl die patriotischen Politiker hinter sich zu vereinen, als auch Teile der verängstigten Loyalisten zu befrieden. Greene führte noch drei weitere Schlachten, bei Hobkirks Hill, Ninty Six und Eutaw

Springs. Er verlor alle drei, bewahrte aber seine Armee und hatte bis 1782 ganz South Carolina und Georgia zurückeroberzt. Heute gilt er als wichtigster amerikanischer General im Unabhängigkeitskrieg nach George Washington.

*Gregory D. Massey* und *Jim Piecuch* vereinigten mehrere gut recherchierte Aufsätze einer Greene-Tagung in Camden von 2006 zu dem vorliegenden Sammelband. Die einzelnen Beiträge reflektieren bestimmte Aspekte des Südfeldzuges mit Bezug auf den Rhode Islander.

*Dennis M. Conrad* schreibt über den als »Fighting Quaker« bekannten General Nathanael Greene. Sein Aufsatz konzentriert sich auf Greenes Wirkung als General der Südarmee 1780 bis 1782. Bereits hier wird deutlich, wo Greenes Stärken als Kommandeur lagen: sein Verständnis für die Kriegsführung in diesem Gebiet, sein organisatorisches Geschick und seine Fähigkeit, mobile Verbände neben seiner Hauptarmee einzusetzen; seien es die Milizen oder reguläre leichte Verbände.

*Curtis F. Morgan* untersucht in »A merchandise of small Wares« Greenes Karriere vor der Kommandoübernahme im Süden. Er diente in Washingtons Hauptarmee von 1775 bis 1778 und danach als Quartermaster General der Continental Army. Morgan kann verdeutlichen, dass die hier gemachten Erfahrungen Greenes, vor allem in Bezug auf Nachschuborganisation und Umgang mit Milizen, ihn entscheidend prägten. Taktische Fehlentscheidungen, die 1776 zum Fall von Fort Washington führten, ließen in ihm die Überzeugung heranreifen, dass es nicht so sehr darauf ankam, eine Schlacht zu gewinnen, als darauf, die eigenen Truppen zu erhalten. Diese Maxime war für Greene handlungsleitend, sodass er seine Schlachten im Süden immer abbrach, ehe er sie verlieren konnte.

In »Against the tide of misfortune« erklärt *David K. Wilson*, dass Greenes diplomatischer Umgang mit den Südstaatenpolitikern wesentlich zu seinem Erfolg beitrug. Als Gegenbeispiel weist er auf die Schicksale Greens eigenwilliger Vorgänger hin: die Generale Charles Lee, Robert Howe, Benjamin Lincoln und auch Horatio Gates.

*Greg Brooking* analysiert mit »I am an independent spirit and confide in my own resources« das Verhältnis von Greene zu seinen wichtigsten Generalen. Es gelingt dem Autor deutlich zu machen, dass die Offiziere unter Greenes Kommando eine Elite der Continental Army darstellten. Sie waren nicht frei von Makeln, wie die Kavalleristen Henry Lee und William Washington, die ihre Unabhängigkeit sehr liebten, aber oftmals hervorragende Feldoffiziere waren. Der wichtigste, General Daniel Morgan, gewann die erste Schlacht in Greenes Feldzug bei Cowpens und lieferte das taktische Grundschema für dessen zukünftige Kämpfe: eine tief gestaffelte Lineartaktik.

*John Buchanans* »Nathanael Greene and the Partisans« kann als wichtige Ergänzung zu Brookings Beitrag erachtet werden. Buchanan analysiert die Zusammenarbeit zwischen dem Kommandeur der Südarmee und den vielen Partisanenführern: Thomas Sumter, Francis Marion und Andrew Pickens. Es ist vor allem der in großem Rahmen organisierte Kleine Krieg, mit dem Greene die Briten in ihren Stützpunkten festnagelte. Geschickt bediente er sich der Milizen und vermischt sie mit den leichten Verbänden der Continental Army.

*John Moseley* und *Robert Calhoon* beleuchten »Nathanael Greene and Republican Ethics«, d.h. den Einfluss von Greenes Grundhaltungen auf seine Kriegsführung. Dabei wird deutlich gemacht, dass sich sein religiöser Hintergrund als Quäker auf eine milde Haltung gegenüber gefangenen Loyalisten auswirkte, während seine Entscheidung, die Südstaaten möglichst vollständig zurückzuerobern, überwie-

gend politischen und nicht militärischen Gründen entsprang – befürchtete der General doch einen Friedensschluss nach dem *Uti possidetis*.

Diese Annahme greift *James McIntyre* in seinem Beitrag »*Soldier-Statesman of the War of Independence in South Carolina*« auf. Hierin verdeutlicht er, dass nach Greenes Verständnis nicht nur der Besitz South Carolinas wichtig für den Erhalt in einem amerikanischen Staatenverband war, sondern auch dessen politische Organisation mit eigener Verfassung und Regierung.

*John R. Maass* lenkt den Fokus auf die Befriedung der Loyalisten in »*Nathanael Greene and the Reconciliation of the Disaffected in the South 1780–1783*«. Besonders in den südlichen Staaten war der Unabhängigkeitskrieg auch ein erbittert geführter Bürgerkrieg zwischen Aufständischen und loyalistischen Milizen. Maass skizziert das Wesen dieses Krieges in groben Zügen und verdeutlicht dann Greenes milde Haltung gegenüber den »Torys«; er analysiert die politischen, ökonomischen und moralischen Gründe, denen diese Haltung zugrunde lag.

Mitherausgeber *Jim Piecuch* wendet sich dann dem Taktiker »*Nathanael Greene at the Battle of Eutaw Springs*« zu. Greene verwendete hier erstmals die tief gestaltete Lineartaktik, die er von Daniel Morgan übernommen hatte, für eine Angriffs-schlacht. Obwohl er das Überraschungsmoment nutzte, verlor der Kommandeur der Südarmee auch sein viertes großes Gefecht, da er es taktisch nicht klug führte. Doch da die Briten höhere Verluste erlitten und ihre Stellungen kurz darauf räumten, stellte auch die Schlacht bei Eutaw Springs letzten Endes einen Sieg für die Amerikaner dar.

Der Band schließt mit *Gregory D. Masseys* »*The Transformation of Nathanael Greene, 1781–1786*«, der sich mit der Frage beschäftigt, wie ein Befürworter der Sklavenbefreiung und -bewaffnung, wie der General Nathanael Greene, der auch Plantagenbesitzer war, selbst zum Sklavenhalter werden konnte. Als Gründe hierfür nennt Massey die nüchtern-pragmatische Haltung des im sklavenreichsten Neuenglandstaat aufgewachsenen Greene, ebenso wie die ökonomischen Zwänge, denen sich der durch den Krieg hoch verschuldete General ausgesetzt sah.

Alle Beiträge sind hervorragend recherchiert und geschrieben und inhaltlich auf hohem Niveau. Der Band ist ansprechend illustriert. Es ist einer der wenigen Sammelbände, der nicht nur ein Konglomerat von grob zusammenhängenden Einzelbeiträgen, sondern eine stringente Feldzugsgeschichte ist, wo jeder Beitrag als ein Kapitel mit besonderer Detailschärfe erscheint. Somit stellt »*Nathanael Greene and the American Revolution in the South*« eine wichtige, moderne Analyse zum Südfeldzug 1780 bis 1782 dar.

Alexander Querengässer

*Gerhard von Scharnhorst*. Private und dienstliche Schriften, Bd 6: Geschäftsführender Kriegsminister und Ratgeber im Hintergrund (Preußen 1809–1811). Hrsg. von Johannes Kunisch in Verb. mit Michael Sikora. Bearb. von Tilman Stieve, Köln [u.a.]: Böhlau 2012, XXIII, 891 S. (= Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 52,6), EUR 99,00 [ISBN 978-3-412-20799-1]

Der vorliegende Band, der die Zeit zwischen August 1809 und Februar 1811 umfasst, enthält insgesamt 639 Dokumente. Die Fülle der Zeugnisse wird bereits daraus ersichtlich, dass Karl Linnebach in seiner Ausgabe »*Scharnhorsts Briefe*« (München 1914) für denselben Zeitraum nur 38 Texte abdrucken konnte, wobei er

sich allerdings weitgehend auf die Veröffentlichung der Privatkorrespondenz Scharnhorsts beschränkte.

In dem betreffenden Zeitraum musste die antifranzösische Partei in Preußen weitere Rückschläge hinnehmen. Nachdem im Juli 1809 die österreichische Armee bei Wagram durch Napoleon geschlagen worden war, kam es am 14. Oktober zum Friedensschluss von Schönbrunn, durch den Österreich Teile seines Staatsgebiets an Frankreich und das Großherzogtum Warschau abtreten musste. Durch die französische Expansionspolitik wurden Preußens Handlungsmöglichkeiten immer stärker eingeschränkt. Zudem geriet der Staat durch die Wiederaufnahme der Kontributionszahlungen an Frankreich in eine innere Krise. Als das Ministerium unter Alexander Graf zu Donau und dem Freiherrn von Altenstein daraufhin Gebietsabtretungen in Schlesien erwog, um den napoleonischen Forderungen nachzukommen, verlor es das Vertrauen des Königs und wurde Anfang Juni 1810 durch Hardenberg als Staatskanzler abgelöst.

Was Scharnhorst anbetrifft, so zeigen die abgedruckten Dokumente, dass er während dieser Jahre einen großen Teil seiner Kraft der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht widmete. Allerdings waren seine diesbezüglichen Versuche nicht von Erfolg gekrönt. Im Gegenteil: Die darüber zwischen den Militärreformern und Friedrich Wilhelm III. geführte Auseinandersetzung zog sich bis zum Beginn des Befreiungskrieges hin. Daneben beschäftigte sich Scharnhorst mit der Reorganisation des Militärjustizwesens und der militärischen Bildungsanstalten und arbeitete gleichzeitig an einer Veränderung der praktischen Ausbildung der Truppen. Die neuen Organisationsstrukturen wurden in Manövern erprobt und die auf diese Weise gewonnenen Erkenntnisse flossen in die neu konzipierten Instruktionen und Exerzierreglements ein.

Die Gedanken, die Scharnhorst bei der Reform der militärischen Bildungseinrichtungen leiteten, umriss er am 4. Dezember 1809 in einem Brief an den Berliner Professor Christian August Stützer. Darin sprach er sich dezidiert für eine gleichartige grundlegende Bildung und Erziehung der Jugend aus. Im Einzelnen hieß es: »Daß in der ersten Bildung und Erziehung keine Verschiedenheit bei den Staatsbürgern eines Staats stattfinden müsse, ist auch meine innigste Ueberzeugung. Ich halte diesen Gegenstand sehr wichtig, weil durch die Absonderung die Erziehung und Bildung an sich von dem großen Ziel abweicht und in einen unnatürlichen Zustand kommt, den Gemeinzwist [gemeint ist wohl: ›Gemeingeist‹] verbannt und die Uneinigkeit und den Streit der Stände (also den Mangel an Patriotismus) herbeiführt«. Gleichwohl fuhr er in realistischer Einschätzung des Sachverhalts fort: »Aber dennoch wird man mit dieser Sache nicht so leicht durchkommen, und ich verzweifle fast daran, daß man jetzt etwas ausrichten wird« (S. 124). Diese Überlegungen resultierten aus seinen Bestrebungen, die ständischen Schranken zu minimieren und die Lasten möglichst gleichmäßig auf alle Staatsbürger aufzuteilen. Mit diesem Argument begründete er in seinen Denkschriften auch seine Forderung nach einer *allgemeinen* Wehrpflicht.

Detailliert wird in dem Band Scharnhorsts Entlassung im Juni 1810 belegt. Angesichts der weiteren Konsolidierung der napoleonischen Herrschaft wurde es für Scharnhorst immer schwieriger, seine Tätigkeit unter der argwöhnischen Beobachtung durch die Besatzungsmacht fortzusetzen. Um den König zu entlasten, kam er daher um seinen Abschied nach. Allerdings geht aus seinen Äußerungen klar hervor, dass es sich dabei um ein mit Wissen Friedrich Wilhelms III. inszeniertes Täuschungsmanöver handelte. In einem Schreiben an Hardenberg vom 4. Juni 1810

ging Scharnhorst davon aus, dass der König ihm die »heimliche Leitung des Krieges Departements in allen wichtigen Punkten« (S. 439) anvertrauen würde. In diesem Brief skizzierte er zugleich die Modalitäten seines Rücktritts (aus gesundheitlichen Gründen) und schlug Oberst Karl Georg Albrecht Ernst von Hake als seinen Nachfolger vor.

Noch am selben Tag wurde Scharnhorsts Rücktrittsgesuch dem König übermittelt. Zwei Tage später erhielt er offiziell seine Entlassung als Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements; zugleich wurde Oberst von Hake zu seinem Nachfolger ernannt. Allerdings blieb Scharnhorst weiterhin Chef des Generalstabes und wurde zudem Chef des Ingenieurkorps und Inspekteur der Festungen. Daneben war er weiterhin für das Materielle der Artillerie und damit für das Rüstungswesen verantwortlich. In einer zweiten Order des Königs vom selben Tage an ihn hieß es: »Da ich wünsche, daß Ihr ohnerachtet Eurer Entlassung von dem Posten eines Chefs des allgemeinen Kriegs Departements dennoch fortfahren möget, Euch, so weit es ins Geheim geschehen kann, die Leitung aller wichtigen zu dem Ressort desselben gehörenden Gegenstände zu unterziehen, so gebe ich Euch auf, mit dem Obersten und Geheimen Staats Rath von Hake die Verhältnisse gemeinschaftlich festzusetzen, wie solches geschehen kann, und Mir solche zur Genehmigung vorzulegen« (S. 446). Da Hake die Vorstellungen der Reformer nur bedingt teilte, schuf dieses Revirement allerdings Probleme. So war Scharnhorst zwar nicht ohne Einwirkungsmöglichkeiten, aber da er seit dieser Zeit teilweise von den allgemeinen Informationen und Nachrichten abgeschnitten war, wurde er im Laufe der Zeit in seiner Arbeit immer stärker eingeschränkt.

Persönlich war diese Zeitspanne u.a. dadurch geprägt, dass seine Tochter Julie Friedrich Graf zu Dohna heiratete, womit Scharnhorsts Familie mit einer der ältesten hochadligen Familien Preußens in Verbindung trat. Scharnhorst selbst litt während dieser Zeit öfter unter Krankheitsperioden und dachte über einen möglichen Alterssitz nach. Wie er seine augenblickliche Lage beurteilte, geht aus drei überlieferten Briefen an seinen ältesten Freund, den sächsischen General Heinrich Wilhelm von Zeschau hervor. Im ersten dieser Briefe – er ist datiert vom 30. August 1810 – gab Scharnhorst nicht nur Rechenschaft über seine Tätigkeit und informierte den Freund über seine familiären Verhältnisse, sondern tauschte sich mit ihm auch über militärische Schriften aus. Dabei empfahl er Zeschau insbesondere die »Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee, Wien 1808« sowie die »memoires de Montecuculi«. Letztere bezeichnete er als sein »beständiges Taschenbuch« (S. 602). In einem weiteren Schreiben an Zeschau charakterisierte er seine Stellung in Preußen folgendermaßen: »ich war nie Kriegsminister, ich verrichtete die Dienste desselben und hatte den Vorsitz in der Organisations Commission unserer Armee« (S. 689) und kommentiert diese Feststellung mit dem Satz: »Die letzte ist aufgehoben, weil die Organisation vollendet ist und die Verrichtung der erstern Stelle habe ich niedergelegt, weil der hiesige französische Gesandte zu unserem Minister der auswärtigen Angelegenheiten gesagt, ich sey in dem Interesse Englands« (ebd.).

Interessant ist, dass Scharnhorst in diesem Brief das Reformwerk ausschließlich den Ideen Friedrich Wilhelms III. zuschreibt und seine Funktion innerhalb des Reformprozesses dahingehend bestimmt, dass er »nur diese Ideen zweckmäßig und streng zur Ausführung brachte« (S. 690). Ganz offensichtlich handelt es sich hierbei um eine Camouflage, die vor allem dadurch begründet war, dass die französischen Behörden durchgängig die Post kontrollierten, um auf diese Weise Zugang

zu vertraulichen Informationen zu erhalten. Schließlich thematisierte er in diesen Mitteilungen auch die Widerstände, die dem Reformwerk entgegengebracht wurden und beschrieb seine Situation als die eines isolierten Mannes, »ohne Verwandtschaft, ohne Connexion, ohne alles« (S. 690).

Insgesamt offenbarte Scharnhorst in den Briefen an Zeschau viel von sich selbst, von seinen Erfahrungen, seinen Hoffnungen, aber auch von den Mühen, die es ihn kostete, seine Position in Preußen zu behaupten und das Reformwerk voranzubringen. Zugleich sind diese Zeilen Zeugnisse einer lebenslangen echten Freundschaft.

Mit der Publikation des 6. Bandes, der sich wie seine Vorgänger durch eine sorgfältige Behandlung der Texte, ausführliche Erläuterungen und mehrere Register auszeichnet, geht die Edition der Werke Scharnhorsts gewissermaßen in die Schlussphase – Johannes Kunisch kann in seinem Vorwort bereits den Abschluss der Gesamtedition für das Jahr 2013, dem Jahr des 200. Todestages von Scharnhorst, ankündigen. Mit diesem Editionsprojekt eröffnen sich weit über die Biografie Scharnhorsts hinaus neuartige Perspektiven für die Erforschung des napoleonischen Zeitalters. Den Herausgebern Johannes Kunisch und Michael Sikora sowie dem Bearbeiter Tilman Stieve ist dafür zu danken.

Heinz Stübig

*Adam Zamoyski*, 1812. Napoleons Feldzug in Russland. Aus dem Engl. von Ruth Keen und Erhard Stölting, München: Beck 2012, 720 S., EUR 29,95 [ISBN 978-3-406-63170-2]

Der Autor, in London lebender freier Publizist und Historiker sowie Träger eines der berühmtesten Adelsnamen Polens, ist mit einer Reihe von Büchern über europäische, insbesondere polnische Themen vom späten 18. bis zum 20. Jahrhundert hervorgetreten. Da 2012 Napoleons Feldzug gegen Russland zweihundert Jahre zurückliegt, hat der Verlag C.H. Beck nun die deutsche Übersetzung dieses Werkes herausgebracht, das im englischen Original bereits 2004 erschienen ist.

Nach einer Vorbemerkung, in der Zamoyski einen Überblick zur bisherigen Historiografie über sein Thema sowie zur Anlage seines Werkes gibt, charakterisiert er im ersten Kapitel Napoleon, der – im Vergleich zu seinem Kontrahenten Alexander I. von Russland, dem das zweite Kapitel gilt – die eigentliche Hauptperson bleibt. Das dritte Kapitel mit der theatralischen Überschrift »Die Seele Europas« beschreibt die Atmosphäre im von Napoleon in den Griff genommenen Europa. In den folgenden 21 Kapiteln wird der Feldzug eingehend von den Vorbereitungen bis zu dem Zeitpunkt geschildert, als Napoleon nach Paris abreiste und die Reste der Grande Armée mit der Überquerung des Njemen nach Westen das Russische Reich wieder verließen. Nach einem kurzen Blick auf das Schicksal diverser Veteranen dieses Krieges gilt das 25. und letzte Kapitel den Hoffnungen, Enttäuschungen, Nachwirkungen und Legenden, die sich mit Napoleon und seinem Krieg gegen Russland verbinden. Die beigefügten Karten helfen bei der geografischen Orientierung, die zahlreichen, gut ausgewählten Bilder stammen von Augenzeugen; sie vermitteln ungefilterte Einblicke in die Szenen des Krieges, und zwar weniger in die Kämpfe selbst als vielmehr in Szenen des meistens hässlichen Soldatenalltags. Allerdings erfordern die Kleinheit und Blässe der Wiedergabe ein erheblich geschärftes Auge, um zu erkennen, was da laut Unterschrift dargestellt

wird. Die Übersetzer haben sich, abgesehen von einigen Schnitzern und allzu umgangssprachlichen Wendungen, erfolgreich um eine lebhafte, anschauliche Sprache bemüht.

Von den beiden Kaisern hing alles ab. Napoleon tritt auf als moderner Caesar, der von einem grundlegenden Geltungs- und Herrschaftsdrang getrieben wird. Den Kampf gegen Russland nimmt er auf, um es als potenziellen Bündnispartner Großbritanniens, des großen Rivalen im Ringen um die Weltherrschaft, endgültig auszuschalten. Allerdings erkennt Napoleon nicht, dass er seinen Feldzug zu spät beginnt – zu spät, um Alexander I. von der Lösung aus dem in Tilsit 1807 geschlossenen Bündnis abzubringen, und zu spät hinsichtlich seiner krankheitsbedingt reduzierten Leistungsfähigkeit. Alexander I. erscheint als intelligentes, charmantes Bündel von inneren Widersprüchen, Produkt einer bereits in sich widersprüchlichen Erziehung und verunsichert durch die Ermordung seines Vaters Paul I. und seines Großvaters Peter III., mit der Vertreter des hohen Petersburger Adels und die Garden einen Thronwechsel nach ihren Wünschen herbeiführten. Dass dieser Kaiser fähig war, seinen Entschluss, keinen Frieden mit Napoleon zu schließen, so lange dessen Soldaten auf russischem Boden standen, und schließlich den Kampf bis zu dessen Sturz fortzuführen, wird zwar erwähnt, aber nicht wirklich ins Persönlichkeitsbild eingebaut. Im Übrigen galt keiner der russischen Zaren als »religiöses Oberhaupt seiner Untertanen und Stellvertreter Gottes auf Erden«, wie es auf S. 88 behauptet wird. Auch macht es sich der Autor mitunter zu leicht, wenn er strukturelle Verhältnisse ignoriert und beispielsweise bemerkt, zur Befreiung der leibeigenen Bauern in Russland habe Alexander I. lediglich »der Schneid« gefehlt (S. 43).

Bei der Schilderung des Feldzuges hat der Autor auf eine vollständige Erwähnung aller Kampfhandlungen dankenswerterweise verzichtet und sich auf die wesentlichen Entwicklungen und Ereignisse konzentriert. Die Szene wechselt so eng zwischen den verschiedenen Ebenen der Führung und der kämpfenden Verbände, dass die Zusammenhänge leicht nachvollziehbar und die Darstellung lebendig bleiben. Während auf französischer Seite Napoleon das Oberkommando durchgehend innehatte, übertrug es Alexander I. seinerseits, da er sich seiner eigenen beschränkten militärischen Fähigkeiten bewusst war, zunächst auf Barclay de Tolly. Als der durchaus fähige deutschbaltische Feldherr schottischer Herkunft wegen seiner Weigerung, sich aus Prestigegründen offenen Schlachten mit unverantwortlich hohem Risiko zu stellen, unter dem Druck nationalrussischer Kräfte nicht mehr zu halten war, ging die oberste Befehlsgewalt auf den alten, in den Türkenkriegen bewährten und populär gewordenen Haudegen Kutusow über. Dieser setzte die Linie seines Vorgängers fort bis zur Räumung Moskaus, die er gegen harten Widerstand durchsetzte. Zamoyski sagt nicht deutlich, wo er die Grenze zwischen alters- und krankheitsbedingter Ignoranz, Trägheit und Entschlusslosigkeit einerseits und strategischem Kalkül andererseits bei Kutusow zieht, aber tendenziell weist er eher auf dessen persönliche Schwächen hin. Klarer fällt sein Urteil hinsichtlich des französischen Kaisers aus. In dessen Phasen geistiger Abwesenheit, Entscheidungsschwäche und krankheitsbedingter physischer Beeinträchtigung sieht er den Hauptgrund für die schwerwiegenden Fehleinschätzungen und Fehler, die den Feldzug in Russland trotz etlicher glänzender, aber ungenutzter Chancen zum Fehlschlag werden ließen. Zuletzt war der verspätete Abzug aus Moskau, der auf Napoleons persönliche Entscheidung zurückging, die entscheidende Ursache für die Katastrophe der Grande Armée, deren größter Teil auf dem Rückzug

elend zugrunde ging. Auf beiden Seiten, auf russischer fast noch mehr als auf französischer, erscheinen die militärischen Führungen in geradezu erschreckendem Ausmaß von Neid, Intrigen, Inkompétenz und Befehlschaos geleitet.

Zamoyski schildert jedoch auch die Vorbildlichkeit, die Leistungen und den Mut vieler Offiziere aller Dienstgrade, während er bei den Mannschaften so ausführlich wie eindringlich deren Opfer und Leiden in den Vordergrund rückt. Diese erreichten gerade bei der Invasionsarmee auf dem Rückzug ein unglaubliches Ausmaß. Menschen – nicht nur Soldaten, sondern auch der mitziehende Tross – und Pferde starben durch Feindeinwirkung, Unglücksfälle, Regen und Schlamm, eisigen Frost, Hunger und Durst zu Tausenden, sie krepierten auf die grauenhafteste Weise. Diese ausgedehnten drastischen Schilderungen mag man gelegentlich kaum noch weiterlesen. Sie lassen auch erkennen, dass es sich bei dem vorliegenden Werk letztlich um ein Antikriegsbuch handelt, auch wenn der Autor das nicht direkt so sagt.

In einigen Fällen vermag der Rezensent dem Autor nicht recht zu folgen. Des sen an sich ansprechende, streckenweise geradezu ungehemmte Erzählfreude schäumt mitunter doch über, etwa im Bericht von dem französischen Veteranen, der angeblich im Alter von 127 Jahren (!) starb. Auch widmet er dem Phantasieprodukt eines französischen Autors, der die Ereignisse ins Gegenteil verkehrt und Napoleon in einer Apotheose zum Weltherrscher aufsteigen lässt, allzu viel Aufmerksamkeit. Skepsis ist wohl auch gegenüber den Schlussfolgerungen geboten, wie etwa der Behauptung, die großen politischen Katastrophen und Staatsverbrechen des 20. Jahrhunderts seien darauf zurückzuführen, dass Napoleon dank seiner durch seine Hybris verschuldete Niederlage die antiliberalen, demokratiefeindlichen, despatischen Mächte Russland und Preußen nach Mitteleuropa geführt habe, wo sie die von Frankreich her freigesetzte Entfaltung der Werte des Liberalismus, Humanismus und der Demokratie blockiert hätten. Im Ganzen aber handelt es sich bei diesem Buch, das viele Zeitgenossen, Teilnehmer, Beobachter durch ihre Briefe, Tagebücher und niedergeschriebene Erinnerungen zum Sprechen bringt, um eine lebendige, farbige und auf jeden Fall lohnende Lektüre.

Immerhin handelte es sich bei dem Feldzug Napoleons in Russland um einen Krieg von globaler Bedeutung. Damit hat der Autor zweifellos recht.

Hans Hecker

*Josef Deifel*, Mit Napoleon nach Russland. Tagebuch des Infanteristen Josef Deifel. Mit einer Einführung von Julia Murken, Regensburg: Pustet 2012, 159 S., EUR 19,95 [ISBN 978-3-7917-2409-6]

In ihrer Einführung weist Julia Murken darauf hin, dass in der neuen Militärgeschichtsschreibung die persönlichen Zeugnisse der an den Kämpfen Beteiligten eine immer größere Bedeutung gewinnen, eröffnen sie doch mit ihrer Sicht auf den Alltag der Soldaten eine Perspektive, die in den traditionellen Darstellungen weitgehend ausgeblendet bleibt. Insbesondere geht aus diesen Dokumenten hervor, welche Erfahrungen die Kriegsteilnehmer im Einzelnen machten, wie sie auf die unterschiedlichen Bedrohungen reagierten und welche Deutungsmuster sie für das Geschehen, in das sie involviert waren, entwickelten. In diesem Zusammenhang spielte die Religion für das Gros der einfachen Soldaten eine wichtige Rolle.

Der Schreiber des vorliegenden Tagebuchs, Josef Deifel, wurde 1790 in Essing an der Altmühl geboren. Er war das älteste von sechs Kindern und musste schon frühzeitig seine Geschwister mitversorgen. Nur im Winter konnte er die Schule und die »Christenlehre« besuchen. 1808 wurde er gemustert, brauchte jedoch nicht sofort einzurücken. Seine Militärdienstzeit begann ein Jahr später. Deifel kam zum Königlich-Bayrischen 5. Linien-Infanterie-Regiment. 1809/10 kämpfte er in Tirol; 1812 zog er mit der französischen Armee nach Russland. Sein Militärdienst wurde dadurch bestimmt, dass Bayern seit der Gründung des Rheinbundes eng mit Frankreich verbunden war, und Napoleon von seinen Verbündeten bedeutende Hilfsleistungen verlangte. Das bayerische Kontingent allein umfasste 30 000 Mann. Diese Soldaten nahmen an den Kriegen gegen Preußen (1806/07) und Österreich (1809) teil. Für den Krieg gegen Russland stellte Bayern zwei Divisionen, die in das VI. Korps der Grande Armée eingegliedert wurden.

Die Teilnahme am Russlandfeldzug steht auch im Mittelpunkt von Deifels Erinnerungen. Ergänzende Notate betreffen den Feldzug gegen Frankreich im Jahr 1815 sowie Bemerkungen über die anschließende Friedenszeit. Deifel selbst brach von Nürnberg nach Russland auf. Der Weg der Truppen führte durch Sachsen, Schlesien und Polen, wobei sich der Anmarsch der Alliierten bis in den Sommer hinzog. Während dieser Zeit verschlechterte sich der zunächst sehr gute Zustand der Truppen durch Nahrungsmangel und Krankheiten beträchtlich, sodass es nötig wurde, Ersatz anzufordern. Am 14. Juli trafen die bayerischen Divisionen in Wilna ein, wo sie neu formiert wurden.

Am 7. September kam es schließlich in Borodino an der Moskwa zu Kampfhandlungen, wobei die verbündeten Truppen unter General Murat siegreich waren. Allerdings konnte dieser Sieg politisch nicht umgesetzt werden; denn die russische Armee war nicht geschlagen, und der Zar beantwortete Napoleons Friedensangebote nicht. Die Folgen sind bekannt: Nach der Einnahme und dem Brand von Moskau befahl Napoleon den Rückzug. Bereits zu diesem Zeitpunkt zeigten sich im bayerischen Korps spürbare Auflösungserscheinungen. So konnten die Offiziere Bettelei, Plünderungen und den Verkauf von Waffen und Munition nicht unterbinden. Erschwert wurde der Abmarsch durch den plötzlichen Einbruch des Winters; bis Mitte Dezember fielen die Temperaturen auf minus 35 Grad.

Über Wilna erreichten Deifel und seine Kameraden Thorn und wurden dort zur Verteidigung eingesetzt. Nach der Kapitulation der Festung konnte er weiterziehen und gelangte schließlich nach Schlesien. Dort geriet er mit vielen anderen Soldaten in russische Gefangenschaft und wurde bis nach Minsk zurückgeführt. Erst im Januar 1814 kamen Deifel und die übrigen Gefangenen endgültig frei. Im April erreichte er zusammen mit weiteren Überlebenden des Russlandfeldzugs Nürnberg.

Offenbar machte sich Deifel bereits während des Feldzugs Notizen. Die Niederschrift seiner Erinnerungen begann er jedoch erst mehrere Jahre nach Kriegsende und führte sie dann fast sein ganzes Leben lang fort. Schreiben konnte er nur in seiner Freizeit, d.h. an Sonn- und Feiertagen. Auf die Quellen der Edition weist die Verlegerin in ihrem Vorbericht kurz hin (S. 27 f.).

Liest man diese Darstellung, so wird sehr schnell deutlich, dass das Lagerleben sowie die Marschbewegungen den Alltag der Soldaten bestimmten. Insofern nimmt auch die Darstellung des Marsches nach Russland, einschließlich des Rückzugs, in dem Kriegstagebuch den größten Raum ein. Dabei erfahren wir auch einiges über die Zusammensetzung des Trosses, beispielsweise, dass etliche Soldaten

ihre Ehefrauen und Kinder mitgenommen hatten und dass die Offiziere zum Teil von Dienstboten begleitet wurden. Ausführlich berichtet Deifel von seinen Begegnungen mit Land und Leuten und schildert das Leben und die Gebräuche von Polen, Juden und Russen.

Das Problem, das in den Tagebuchnotizen immer wieder thematisiert wird, sind die fehlende bzw. mangelhafte Nahrung und Kleidung. Diese Probleme resultierten daraus, dass das Magazin-Verpflegungssystem völlig ungeeignet war, um die Versorgung der Truppen über derart große Entfernung sicherzustellen. Zu den Strapazen des Krieges gehörte, dass die Soldaten oftmals schutzlos Regen, Hitze und Kälte ausgesetzt waren. Krankheiten und Infektionen waren daher insbesondere bei den Mannschaften die Folge. Dagegen hatten die Offiziere zumeist feste Quartiere und waren insofern von dem krankheitsbedingten Massensterben deutlich weniger betroffen. Aber, so Deifels Grundeinsicht: »Schrocklich war der Krieg für jedermann; darum wünscht sich nur niemand einen Krieg« (S. 39).

Die Lektüre dieses Tagebuchs wird teilweise dadurch beeinträchtigt, dass sich Deifel in seiner »Ortegravi« durchgängig am bayerischen Dialekt orientiert. Darüber hinaus hätte man sich als Leser in einigen Fällen detailliertere Erläuterungen gewünscht. So wird erst im Nachwort deutlich, dass ein »Zrinner« ein Eisenschmelter ist. Ebenso muss man den Hinweis auf den »Generall Magg« selbst dekodieren: Gemeint ist der österreichische General Karl Mack Freiherr von Leiberich (1752–1828). Und schließlich – um ein letztes Beispiel zu erwähnen – muss man wissen, dass die Höhe der Losnummer bei der Konskription darüber bestimmte, ob ein Rekrut eingezogen wurde oder nicht. Sieht man davon einmal ab, so ist der Bericht Deifels nicht nur anschaulich geschrieben, sondern gibt auch die Perspektive des »kleinen Mannes« in dem Trubel des Weltgeschehens treffend wieder. Die große Politik findet in diesen Aufzeichnungen – wie auch in ähnlichen Ego-Dokumenten (vgl. MGM, 12/1972, S. 273 f.) – nicht statt, mit Ausnahme einer durch die flüchtige Begegnung mit Napoleon angestoßenen knappen Betrachtung über dessen Aufstieg und Fall.

Heinz Stübig

*Carl Alexander Krethlow, Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz Pascha. Eine Biographie*, Paderborn [u.a.]: Schöningh 2012, 747 S., EUR 68,00 [ISBN 978-3-506-77372-2]

Er war einer der prominentesten Militärs im Kaiserreich und erreichte kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges sogar den Rang eines Generalfeldmarschalls. Doch rechte Freude konnte Colmar Freiherr v.d. Goltz darüber nicht empfinden, war ihm diese Beförderung doch nur für ein erfolgreiches Manöver und nicht für eine siegreiche Schlacht im Stile von Sedan (2.9.1870) zuteil geworden. Zeit seines Lebens träumte der fraglos befähigte Offizier aus verarmtem ostpreußischem Adel von einem hohen Truppenkommando in einem großen Krieg der europäischen Mächte, den er wie viele seiner Standesgenossen als unausweichlich ansah. Auf den Spuren seines großen Vorbildes Helmuth v. Moltke betätigte er sich nicht nur als überaus produktiver Militärschriftsteller, sondern begab sich auch für insgesamt zwölf Jahre in die Dienste des Sultans des Osmanischen Reiches.

Ob dies der wohlüberlegte Karriereschritt eines ambitionierten Generalstäblers war oder mehr die Flucht vor den zahlreichen Anfeindungen, denen sich der junge